



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Auf dem Wege zum Kurhut

Mielke, Robert

Berlin, 1912

Der Burggraf und sein Haus.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47206](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47206)

Der Burggraf und sein Haus.

Die Lage des Reiches.

Eine nachdenkliche Sage erzählt von dem Mönche, der aus der engen Zelle hinaustrat in den sonnigen Sommertag, der dem lockenden Gesange des Vogels in den Wald folgte, immer tiefer, bis ihn der sinkende Tag an die Rückkehr gemahnte. Seltsam! Wie sich doch so vieles geändert hatte, je näher er seinem Kloster kam. Das waren gewiß noch die Gebäude, die er morgens verlassen hatte; aber sie sahen aus, als wären Jahrhunderte darüber hinweggefegt. Zu Riesen waren die zarten Bäumchen des Klostergartens emporgeschossen; fremde Laute schlugen an sein Ohr; unbekannte Gesichter sahen ihn verwundert an, als er nach seinen Brüdern fragte. Man entsann sich einer dunklen Kunde, daß einst — es war wohl vor drei Jahrhunderten — ein junger Mönch in den Wald gezogen und niemals wieder zurückgekehrt wäre. Eine bange Gewißheit ergreift den Mönch, der sah, wie seine jugendlich schwellenden Glieder welk, sein Haar und Bart schneeweiß geworden waren. Und er dachte an sein Gestern, an seine Zweifel, daß Jahrhunderte im Menschenleben wären nur ein Tag in der Ewigkeit. Er betete zum letzten Male und folgte dann seinen Brüdern dahin. Aus seinem Grabe aber wuchs die Sage empor, die da grünt und blüht und dem Menschen Wahrheit kündet, die die Geschichte verschweigt.

Auch das deutsche Volk war hinausgezogen, dem leuchtenden Glanz des römischen Imperiums nach. Seit Jahrhunderten. In Byzanz, Italien, Spanien, Afrika waren germanische Staaten entstanden und vergangen. Auch in Gallien und Britannien, wo ein fremdes, von unten langsam sich emporraffendes Volkstum an ihrem Marke zehrte. Doch immer wieder zog es die einzelnen in die schillernde Zukunft, die so lustig, so wohnigsam lockte mit ihren be rauschenden Tönen. Die aber zurückkehrten — nur wenige waren es —, die fanden ein fremdes Volk in der Heimat ihrer Ahnen. Friedlich war es vielleicht gekommen und hatte Besitz genommen von den halbentvölkerten Dörfern. Die weiche unfriegerische Art ließ wohl nichts befürchten, auch dann nicht, als es sich nach Jahrhunderten stark vermehrt hatte. Der Dichter indessen, der mit klarem Auge in die Zukunft schaute, der nach seinem eigenen Wort der „lande

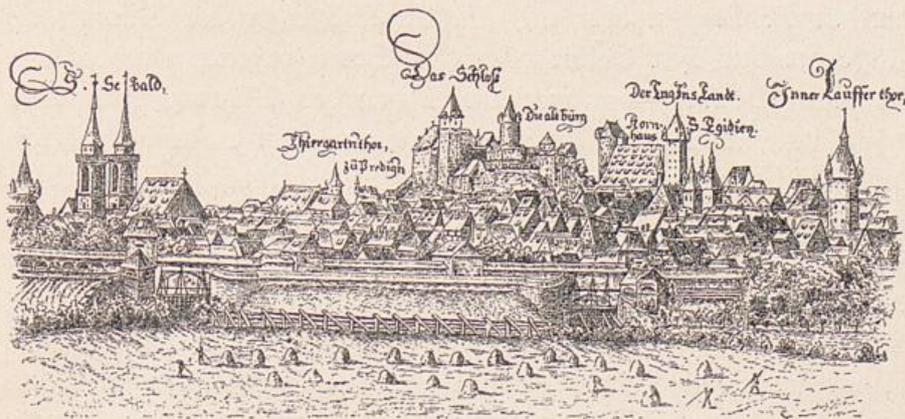


Abb. 1. Alt-Nürnberg.

vil gesehen“, Herr Walter von der Vogelweide, sah das Unheil kommen, wenn im Osten der Elbe ein neues Reich mit deutscher Mannheit und slawischer Verschlagenheit erstand, ein Reich, das durch neue östliche Zuflutung seine Stosskraft nur nach dem Westen entfalten konnte. Als hätte er die Litauer- und Polenzüge oder den gewaltigen Mongolensturm vorausgesehen, der wenige Jahre nach seinem Tode sich bis an die Grenze der Mark wälzte, kündet dieser erste politische Sänger Deutschlands:

O weh, es kommt ein Sturm, das dürft ihr sicher glauben,
 Davon wir hören werden noch und sagen.
 Der wird mit Grimm durch alle Königreiche schneuben,
 Die Waller und Pilger hör' ich drüber klagen.

Wie eine unaufhaltsame Flut war die große slawische Völkerwelle aus ihrem aufgestauten Bett hinter den Karpathen hervorgebrochen, um die schwach besiedelten deutschen Ostgebiete zu besetzen. Bald hatte sie sich über die Ebenen ergossen, erst die Gebirgsschroffen Mitteldeutschlands setzten ihrem Vordringen ein Ziel. In Holstein ertönten fremde Laute; in der Altmark, selbst in dem urdeutschen Hannover rißte der Hafenpflug den Acker; wendische Szupane bauten ihre Kieze im Schatten der Dome von Magdeburg, Naumburg, Bamberg und Regensburg. Karl der Große versuchte vergebens, ihnen eine Sperre an der Elbe zu errichten; Otto der Große führte seine Heere bis nach Polen, ohne die Bildung selbständiger Slawenreiche auf die Dauer hindern zu können. Gefährlich

[1] Mielke, Auf dem Wege zum Kurhut.

wurden die Slawen aber erst, als die Nachfolger der Ottonen die Achse der deutschen Politik nach dem Süden richteten und dadurch die besten Volkskräfte immer wieder von der Ostgrenze fortlockten.

Das Slawentum hätte aus sich heraus nicht entfernt die Kraft gehabt, sich mehrere Jahrhunderte hindurch der deutschen Kultur und dem Christentum zu verschließen. Begünstigt wurde sein Widerstand durch die Schwäche der deutschen Politik und die Stärkung der Slawen durch die zurückgebliebenen Germanenreste,¹⁾ was beides wieder ein Ergebnis der geographischen Verhältnisse war. Denn als die germanischen Stämme einst ihr heimatliches Ebenenland verließen, erschlossen sie sich in den Mittelgebirgen nicht nur neue Gebiete, sondern sie entfernten sich auch von den gemeinsamen Anschauungen der Vorzeit, ja sie begannen sich jetzt untereinander je nach der Natur der neuen Heimat zu unterscheiden. Jedenfalls war mit dem Beginn der Zeit der großen Waldrodungen, den man mit dem Schluß des 5. Jahrhunderts ansetzen kann, eine selbstverständliche einheitliche und nationale Richtung der Politik nicht mehr möglich. Die Deutschen in den Bergländern wechselten mit den Wohnplätzen auch ihre Natur. Die gemeinsame Ebenenkultur, die einer politischen Einheit außerordentlich günstig war, wurde auf den Kleinstaatenstandpunkt eingeschränkt. Je weiter die Stämme sich von der Tiefebene entfernten, um so mehr änderte sich auch das Temperament, um so tiefer wurde die Scheidung zwischen Ebenen- und Bergbewohner, zwischen Nord- und Süddeutschen. Das zeigte sich bald in der geschichtlichen Entwicklung. Die mit der Flanke sich noch auf das Meer stützenden Karolinger strebten dahin, das römische Imperium als einen reingermanischen Staat im Norden wieder aufleben zu lassen. Die berggewohnten Sachsenkaiser aber richteten schon die Achse ihrer Politik nach dem Süden. Nach ihnen verlegten die salischen Herrscher den Mittelpunkt des Reiches an den kultureichen mittleren Rhein; die Hohenstaufen rückten ihn weiter in die Gebirgsgegenden hinauf, bis schließlich unter den Habsburgern die zentralen Gebirgsketten Mitteleuropas zum Brennpunkte der deutschen Politik wurden. Auch damit kam die Abkehr von dem ebenen Heimatlande nicht zum Stehen. Die Front des deutschen Volkes schob sich immer tiefer in fremde Völker hinein, ohne diese überwinden zu können. Sie wurde dabei aber

weitläufiger und schwächer, während sich hinter ihrem Rücken, begünstigt durch die natürlichen Scheiden des Gebirgslandes, selbständige Kleinreiche bildeten, die den Zusammenhang mit der frontalen Politik des kaiserlichen Oberhauptes immer mehr verloren. Diese Scheidung wurde im Osten des mitteldeutschen Berglandes noch weiter vertieft, als sich die Aussicht ergab, mit Hilfe deutscher Bauern auf den zertrümmerten Slawenstaaten neue große Staatsgebilde aufzubauen, die aber aus der Natur der Kolonisation heraus nicht auf die Angehörigen eines Stammes zurückgingen, sondern die, zum Teil mit Ausschluß des Slawentums, dahinstrebten, die auseinander gekommenen deutschen Stammesangehörigen zu einer gemeinsamen Politik zusammenzuschweißen. Zum ersten Male wieder sehen wir Westfalen, Friesen, Sachsen, Franken, Thüringer und wohl auch slawifizierte Reste der Urbewohner das Ziel aufnehmen, das die deutsche Bevölkerung im Westen und Süden durch die trennenden Schranken des Berglandes aus dem Auge verloren hatte: eine politische Einheit zu bilden und mit ihr zielbewußt nach Osten vorzurücken. Mecklenburg, Pommern, der preußische Ordensstaat im Norden, Meißen und die schlesischen Piastentaaten im Süden, Brandenburg, das unter den Askaniern über Hinterpommern erfolglos bis an die Ostsee strebte, als Herz der gesamten Ostmark, verloren zwar dabei den Zusammenhang mit der Reichspolitik, aber sie legten die Grundlagen für die spätere geschichtliche Aufgabe Brandenburg-Preußens, ein Führer zu werden zur Einigung aller deutschen Stämme.

Mit diesen Aussichten begann das 14. Jahrhundert: der deutsche Osten war die Zukunft des Reiches! Nur wenige Jahrzehnte gingen vorüber, und von dieser glänzenden Anwartschaft war nichts geblieben, Brandenburg zerstückelt und zerrissen, von inneren Kämpfen durchtobt, und Deutschland in Gefahr, aufgeteilt und großen Ausfernreichen angegliedert zu werden. Daß es nicht soweit kam, war wieder eine Wirkung des Ebenlandes und seiner staatenbildenden Kraft. Im Norden hatte die meergebietende Hanse ihren Einfluß bis tief in die Binnenländer hinein geltend zu machen gewußt, in Brandenburg bedurfte es nur eines Mannes, um zielbewußt und flug die natürliche staatliche Einheit wiederherzustellen. Es wird daher ein stetiger Vorwurf der Nachfolger des anhaltischen Fürstenhauses

bleiben, daß sie nicht die große Aufgabe der ostelbischen Kolonialgebiete fortgeführt haben.

1320 sank der letzte Nachkomme Albrechts des Bären, ein Kind fast noch, in das Grab. Mit den Wittelsbachern kam ein Herrscher-geschlecht in die Mark, das zwar persönlich tüchtig war, das aber die in den Berglanden erstarkte Politik der kleinen Ziele auch in die Ostmark zu übertragen versuchte und sie in den kleinen dynastischen Kämpfen des Reiches verzettelte. Der Lützelburger Karl IV. konnte es wagen, Brandenburg an Böhmen anzuschließen, was den deutschen Charakter in Frage stellen mußte. Und was noch schlimmer war, in das blutige Würfelspiel um Kronen, das im 14. Jahrhundert die Fürsten des Reiches so oft gegeneinander und gegen das Reichsoberhaupt in die Waffen gerufen hatte, wurde auch die Mark Brandenburg gezogen, an deren Grenzen sich in Litauen-Polen, Ungarn und Böhmen drei gewaltige Staaten auf christlicher Grundlage und mit der natürlichen Offensive gegen die deutschen Ostmarken gebildet hatten.

Im Reiche sah die Zukunft noch trübseliger aus als an der Ostgrenze. Luxemburg und Habsburg haderten um das Erbe des Reiches. Die Fürsten bekriegten sich untereinander, oder sie kämpften gegen die erstarkende Macht der Städte, Fürsten und Städte wieder gegen die freien Bauernschaften, die sich noch auf den Trümmern des alten Stammes- und Volkstums erhalten hatten. In Schwaben und Bayern lösten sich die größeren Gebiete in kleine und kleinste Herrschaften auf. An den Grenzen bröckelten städtische Gemeinwesen und ganze Fürstentümer ab, um sich fremden Völkern anzuschließen. Und das alles in einer Zeit, die unverkennbar auf die Bildung größerer Nationalstaaten strebte. Während Skandinavien unter der großen Königin Margarethe, Frankreich und England wenigstens nach außen einheitliche Staaten wurden, Polen unter dem Litauer Jagiello, die Türkei unter Murad I. und Bajazid I. zu europäischen Großmächten wurden, während selbst Italien sich unter der Vormundschaft des Papstes zwar kleinstaatlich, aber doch national einig dem Einfluß des Deutschen Reiches entwand, bot Deutschland ein Bild traurigster politischer Zerrüttung. Luxemburg, Brabant und Limburg trennten sich von ihm und gerieten unter französischen

Einfluß. Ein bayrischer Herzog, Ludwig von Bayern=Ingolstadt, hatte sein Land an Frankreich verpfändet; ein deutscher Erzbischof, Johann von Mainz, der eben erst den Pfalzgrafen Ruprecht von der Pfalz zum Könige gekürt hatte, glaubte den Kampf gegen diesen am wirkungsvollsten dadurch führen zu dürfen, daß er gleichfalls 1406 sein Gebiet an Frankreich verpfändete. Das Königtum war ein Schatten; die Landesfürsten verloren jedes Verständnis für die Lage des Reiches und dachten nur an den eigenen Vorteil. Dazu sittlicher Verfall in den oberen Schichten, im kirchlichen Leben Zerrüttung und Unsicherheit infolge der zeitweiligen drei Päpste, die sich den Bannstrahl zuschleuderten, in den Städten das oft gewaltsame Aufrücken der Zünfte in die Ratskörper. Der wüste und störrische Wenzel, der als König zugleich Herr von Brandenburg und Böhmen war, mußte wegen seines gewalttätigen Lebens von der Reichsspitze entfernt werden, an die der fluge, aber machtlose Ruprecht von der Pfalz berufen wurde. Wie ein Hohn auf die Reichsgewalt wirkt die testamentarische Verfügung Ruprechts, nach seinem Tode die Krone der Karolinger, der Ottonen und Staufer zur Bezahlung seiner Schulden zu versetzen, wie ein eigensinniges Spielen mit der höchsten Gewalt, als ein Teil der Kurfürsten 1410 zu seinem Nachfolger den Bruder Wenzels, Sigmund, ein anderer seinen Neffen Jost von Mähren zum Könige kürten. Europa hatte drei Päpste, Deutschland drei Könige aus dem Hause Luxemburg, die ohne Macht, aber mit dem besten Willen erfüllt waren, sich gegenseitig nach Möglichkeit zu schädigen.

Burggraf Friedrich VI. Verweser der Mark.

So sah das Erbe Ruprechts aus. Ein Glück war es, daß Jost 1411 starb, und der diplomatisch kluge, aber wankelmütige Sigmund es nur mit dem papiernen Widerstand Wenzels zu tun hatte, den er zu überwinden hoffte und auch überwunden hat. Brandenburg war damals dem Untergang nahe. Außerlich einem Land- und Interessengebiet angegliedert, das aus Ungarn, Böhmen und Schlesien bestand, und die Reichsangelegenheiten nur soweit unterstützte, wie sie sich mit seinem eigenen Vorteile vereinigen ließen, war nach der Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg 1410 nicht nur sein politischer Charakter als Kurmark in Frage gestellt, sondern auch seine geschichtliche Aufgabe als deutsche Grenzmark durch die Eingriffe der benachbarten ländergierigen Fürsten stark bedroht. Für die eigentlichen Landesherrn, die Luxemburger, war der Besitz eine finanzielle Last; nur die mit ihm verbundene Kurwürde gab ihnen zunächst noch ein politisches Machtmittel an die Hand, das sie unter Umständen hoch bewerten konnten. Sollte die Mark Brandenburg dem Reiche als Kurstaat nicht verloren gehen, sollte sie sich politisch und wirtschaftlich wieder erheben, so mußte vor allem ein energischer und zielbewußter Mann an ihre Spitze gestellt werden, der sich weder durch die Schwierigkeit der Aufgabe, noch durch die vorauszufehenden anfänglichen Mißerfolge abschrecken ließ. Dieser Mann war

Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg.

1371 war er geboren; er stand also im vierzigsten Jahre, als er 1411 zum obersten Hauptmann der Mark berufen wurde.

Mindestens seit 1192 walteten die Hohenzollern als reichsunmittelbare Burggrafen, waren Vertreter des Kaisers in allen Wehrfragen Frankens und hatten an der Spitze des kaiserlichen Landgerichts einen weitgehenden Einfluß in Süddeutschland erworben. Scharf und klar umrissen steht seit den Tagen Heinrichs IV., der die Burggrafschaft Nürnberg an den Grafen Friedrich von Zollern übertrug, das Geschlecht als unerschütterliche Diener des Reichsgedankens da; unbeirrt durch die wechselnde politische Lage haben die Burg-

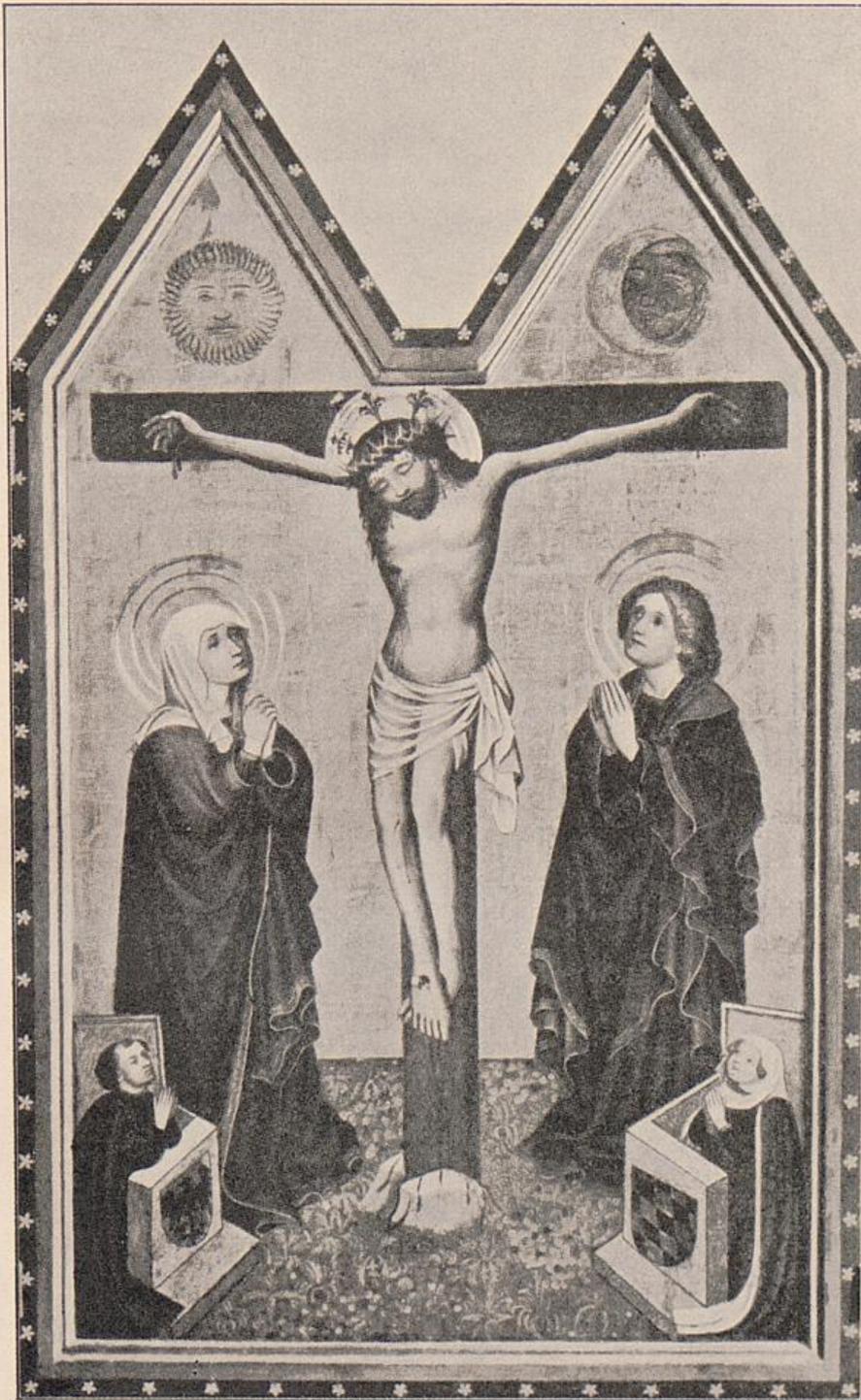
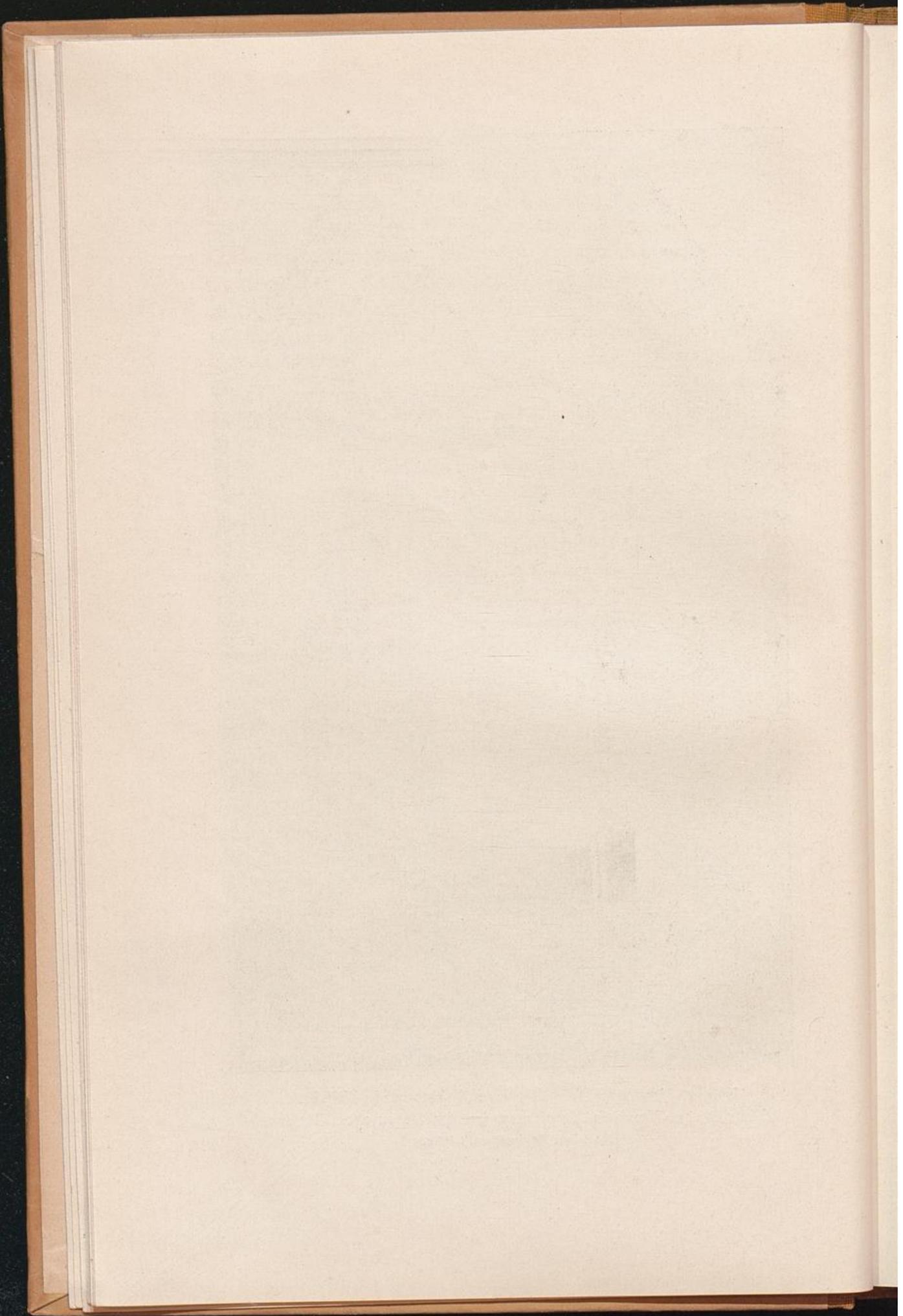


Abb. 2. Burggraf Friedrich VI. und Burggräfin Elisabeth.
Altarbild der Kirche in Kadolzburg, jetzt im Hohenzollern-Museum.
Nach dem Hohenzollern-Jahrbuch.



grafen ihre Stellung und ihre Kraft zum Nutzen des Reiches ausgeübt. „Salvator imperii“ (Retter des Reiches) nannte König Ludwig einmal den Burggrafen Friedrich IV., den Urgroßvater Friedrichs VI. Bei der Wahl Rudolfs von Habsburg war Burggraf Friedrich III. ausschlaggebend. Ludwig der Bayer ist mit der tätigen Unterstützung Friedrichs IV. geführt worden; dessen Sohn Friedrich V. erwarb die Reichsfürstenwürde, durch die er den Kurfürsten gleichgestellt wurde, zunächst freilich aus Gründen der selbstfüchtigen Politik Karls IV., dann aber auch, weil die offizielle Stellung als Reichsbeamte und der große Länderbesitz eine solche Auszeichnung der Burggrafen nur zu einer Frage der Zeit machte.

Dieser Länderbesitz kam im Laufe von zwei Jahrhunderten zusammen, teils durch das reiche Erbe der 1248 ausgestorbenen Herzöge von Meran, teils durch Kauf und Tausch, teils auch durch Vertrag mit dem 1341 erlöschenden Grafen von Orlamünde. Auch andere Dynastien, wie die von Hohenlohe, die von Ottingen, von Truhendingen, hatten Anlauf zum Erwerb eines größeren Landgebietes genommen; nur den Hohenzollern war dies geglückt, weil sie mit einem hervorragenden hauswirtschaftlichen Talent begabt waren, und weil die merkwürdige Gunst des Zufalles sie gerade in das Gebiet geführt hatte, das in Süddeutschland noch am ausgedehntesten die Natur des Ebenenlandes an sich hatte und seine staatenbildende Macht auch hier bewies. Zwischen Jagst und Rednitz, zwischen der Donau im Süden und dem Steigerwald bzw. dem fränkischen Jura im Norden lagen die hohenzollernschen Gebiete fast zusammenhängend; nur an der Tauber hatte sich die freie Reichsstadt Rothenburg, die sich übrigens dem Vater Friedrichs VI. freiwillig unterstellt hatte, mit dem Sohne jedoch später in eine erbitterte Fehde geriet, ein größeres Landgebiet erworben. Durch das Orlamündische Erbe erhielten sie das sogenannte Land auf dem Gebirge, einen Teil der fränkischen Schweiz, der voll war von trotzigen Burgen, den Zeugen eines ohnmächtigen Ringens der Geschlechter um eine größere Herrschaft. Nirgends vielleicht haben die geographischen Verhältnisse so deutlich die Richtung der politischen Geschichte bestimmt wie hier, wo flachland und schluchtenreiches Gebirge eng nebeneinanderliegen. Dort konzentrierten sich die Gebiete in der Hand eines einzigen Dynasten

geschlechts fast von selbst, bis dieses natürliche Wachstum an dem Fuße der Gebirge eine Schranke fand, hier ein vergeblicher Kampf um die Oberherrschaft, der schließlich in Wegelagerei ausartete. Und dieses Gebiet, das sich über einen Teil der fränkischen Schweiz bis an die heutige böhmische und sächsische Grenze erstreckte, blieb stets von dem Lande unter dem Gebirge durch die Gebiete des Bistums Bamberg und der freien Reichsstadt Nürnberg getrennt. Unwillkürlich fragt man sich, ob es die gleichen Gesetze sind, die für die politische Entwicklung der Norddeutschen Tiefebene und des hohenzollernschen Ebenengebietes einerseits, der oberdeutschen Berggebiete und des Landes auf dem Gebirge andererseits, bestimmend waren; unwillkürlich verfolgt der Blick auch die geschichtliche Vermehrung des fränkischen Hohenzollernbesitzes und des riesenhaften Anwachsens der brandenburgisch-preussischen Gebiete.

Es kann auch nicht bezweifelt werden, daß die Wahl Friedrichs VI. zum obersten Hauptmann der Mark von bestimmten staatsmännischen Voraussetzungen ausgegangen war, die Sigmund veranlaßten, auf die wertvollen Dienste seines obersten Rates auf Jahre hin zu verzichten. Wir werden diese Voraussetzungen kaum in ihrer Gesamtheit klarlegen, sondern sie nur aus der oft unzureichenden Kenntnis der Verhältnisse und der Persönlichkeiten erschließen können.

Die Verhältnisse in Brandenburg waren dem Burggrafen gut bekannt, denn er hatte ja als Kanzler des Königs auch die märkischen Angelegenheiten zu besorgen. Viele der, seiner Bestallung als Hauptmann unmittelbar vorausgehenden märkischen Urkunden des Königs sind durch die Formel „per dominum Fridericum burggravium Nurnbergensem“ als Akte gekennzeichnet, die unter seiner Verantwortung erfolgten.²⁾ Es darf sogar angenommen werden, daß in den Verhandlungen über das künftige Schicksal der Mark, die in das Jahr 1411 fallen, Friedrich bereits als künftiger Landesherr in Aussicht genommen wurde. Das deutet die Teilnahme des Burggrafen an den Kanzleigeschäften ebenso an wie der Hinweis in der Magdeburger Schöppenchronik, nach dem Sigmund den in Ofen weilenden märkischen Abgesandten, ihn „den landen der marcke gelouwet hedde to sendende“.³⁾

Am 8. Juli 1411 wurde in Ofen die Ernennung vollzogen und nach drei Tagen den Abgeordneten der märkischen Stände bekanntgegeben. Diese wurden angewiesen, dem Burggrafen und seinem Stellvertreter Gehorsam zu leisten. Sie nahmen diese Entscheidung mit gemischten Empfindungen auf. Fast ein Vierteljahr hatten sie in der Königsburg auf einen Beschluß gewartet, nach dem die verfahrenen Zustände der Mark geordnet werden sollten; jetzt, da ihnen der Burggraf als der Stellvertreter des Königs genannt wurde, konnten sie die Enttäuschung über diesen Erfolg kaum verbergen. Am schnellsten fanden sich noch die Städter, die in einem natürlichen Gegensatz zu den adligen Schloßherren standen, mit diesem Bescheide ab. Der mit vielen Familien versippte Kaspar Gans Edler Herr zu Putlitz als Vertreter der Ritterschaft, die von einem festen Regiment viel zu fürchten hatte, mag wohl schon in diesen Tagen den Gedanken erwogen haben, dem Burggrafen die Erfüllung seiner Aufgabe nach Möglichkeit zu erschweren. Denn darüber war er sich zweifellos klar: wenn dieser umsichtige und energische Herr einmal Boden in der Mark gefaßt haben würde, dann war es vorbei mit den Freiheiten und Erwerbungen des Adels, die er in der wilden Zeit an sich gebracht hatte. Einzelne Geschlechter, wie die Putlitz, Bredow, Quikow u. a. hatten sich ja beinahe Selbständigkeit, mindestens aber eine solche Macht errungen, daß sie im Bunde mit anderen Geschlechtern oder mit einzelnen Städten ungestraft über die Geschicke großer Landesteile verfügen konnten. Für sie mußte ein Landesverweser von der kraftvollen Überlegenheit und dem zielbewußten Vorgehen Friedrichs ein Gegner werden, der ihre Übergriffe zurückzudämmen wissen würde. Dazu kam vielleicht noch eine andere Erwägung. Durch Blutsverwandtschaft miteinander verbunden, durften die einflußreichen und mächtigen Familien hoffen, daß eines Tages umfangreiche Teile der Mark einem von ihnen zufallen würden, wenn auch zunächst nur in Vertretung, später wohl als völliges Eigen.

Die Städter standen der Sachlage anders gegenüber. Ihre Hoffnung ging dahin, daß der König selbst in die Mark kommen möge, um sie von den Plackereien der Geschlechter zu befreien. Nun wurden sie wieder mit einem Vertreter getröstet. Zu oft schon hatten sie sich in der Auflösung der Ordnung von der Erfolglosigkeit eines

Vertreter, den sie in den Bredow, Putlitz und Schwarzburg bereits kennen gelernt hatten, überzeugt, als daß sie nicht auch jetzt mißtrauisch sein sollten! Doch gingen sie nicht mit einer feindseligen Gesinnung heim, sondern waren, wie das aus ihrem späteren Verhalten hervorgeht, entschlossen, mit dem Burggrafen die Ordnung der Verhältnisse wenigstens zu versuchen. Vielleicht war auch bei den älteren Abgesandten noch eine Erinnerung lebendig, daß mit dem Markgrafen Ludwig bereits 1345 der Großsohn des Burggrafen, Johann II., als oberster Hauptmann der Mark, der eingerissenen Unordnung erfolgreich entgegengetreten war.

Über sechzig Jahre waren seitdem verflossen, als Friedrich VI. zum obersten Verweser der Mark berufen wurde; unmöglich aber konnte die Erinnerung an Johann II. vollends erloschen sein, weder bei den Märkern, noch bei dem Burggrafen selbst. Wie stellte sich dieser überhaupt zu der Aufgabe, zu deren Lösung ihn Sigmund berufen hatte? Darüber sind nur Vermutungen gestattet, aber diese gehen dahin, daß der Burggraf sich der gewaltigen Tragweite seiner Aufgabe völlig bewußt war. Bevor er mit Sigmund in engere Beziehungen trat, hatte er als Reichsfürst an allen bedeutenden Ereignissen des Reiches teilgenommen, meistens als Heerführer, wie das ihm als Territorialherren wohl auch am nächsten lag. Auch seine Mitwirkung an der Absetzung Wenzels und an der Wahl Ruprechts zum deutschen Könige ging nicht erheblich über die Anteilnahme der anderen Fürsten hinaus. Erst die Hilflosigkeit dieses Königs und die glänzende Entwicklung Sigmunds, der sich in Ungarn als klarsichtiger Diplomat gezeigt hatte, wiesen Friedrich auf den Weg der Diplomatie und bestimmten ihn, die unfruchtbare Tätigkeit im Dienste Ruprechts aufzugeben und sich dem Ungarkönige anzuschließen. Wenn er auch hier allem Anscheine nach wieder als Heerführer mit glänzenden Waffentaten hervortrat, so konnte sich doch sein hohes diplomatisches Geschick bald voll entfalten, als er nach dem Tode Ruprechts gegen den anfänglichen Widerstand der meisten Kurfürsten die Wahl Sigmunds zum deutschen Könige durchsetzte. Das war unter den vorliegenden Verhältnissen das einzige, was der völligen Zerrüttung des Reiches steuern konnte; dem Burggrafen aber gab es Veranlassung, die traurige Lage und ihre Ursachen kennen zu lernen.

Als kaiserlicher Rat und mit einem Jahresgehalt von 4000 Goldgulden blieb er dem Kaiser verbunden; zugleich aber mußte sich ihm die Tragweite für sein Haus aufdrängen, die eine Übernahme der brandenburgischen Landesverwaltung einschloß. Er, der sich als ein Meister der Diplomatie erwiesen hatte, er durfte das Vertrauen zu sich haben, auch dem schwergeprüften Lande ein Retter zu werden.

Dazu kam aber noch etwas anderes. Er war Herr eines kleinen, wohlgeordneten Landes, dem aber die unglücklichen Verhältnisse ebenfalls böse mitgespielt hatten. Auch Friedrich sah sich genötigt, zu Verpfändungen und besonderen Steuern zu greifen, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Seine Familie wurde größer, und damit wuchs die Sorge für die Zukunft. Da zeigte sich ihm die Hoffnung, in der nordischen Mark ein Gebiet für sein Haus zu erwerben, dessen glänzender Aufschwung unter den Anhaltinern noch lange Zeit nachwirkte, dessen wirtschaftliche Kräfte noch nicht zur Entfaltung gekommen waren, und dessen Ausdehnung nach Osten ungeahnte Möglichkeiten einschloß. Denn die traurige Lage des Ordensstaates nach dem Zusammenbruch von Tannenberg und die Notwendigkeit, für die überlebte Regierungsform des Ordenslandes eine zeitgemäßere Verfassung zu schaffen; alles dies mußte bei einem so klugen und kraftvollen Fürsten den Entschluß stärken, die Berufung anzunehmen. Durch die Heirat seines Bruders Johann mit der Schwester Sigmunds diesem verschwägert, durch die Verbindung seiner Schwester auch mit Ruprecht von der Pfalz verwandt, durch ältere Beziehungen seines Hauses mit den Habsburgern, den Herzögen von Sachsen, den Grafen von Tirol und den Wittelsbachern blutsverwandt, durfte der Burggraf eine so große Erweiterung seiner Herrschaft um so weniger von der Hand weisen, als Ungehörige seines Hauses — auch er selbst — bereits mehrfach ernsthaft als Kandidaten für den erledigten Kaiserthron in Frage gekommen waren.

Mit der Berufung Friedrichs zum obersten Hauptmann der Mark fielen ihm auch die Kosten der Verwaltung zu. Wollte er, wie die ihm vorangegangenen Pfandinhaber, diese Kosten durch Ausplünderung des Landes decken, so hätte er seine Stellung nicht nur von vorherein untergraben, sondern auch seine Nachkommen geschädigt. Überdies lag ein solches Verfahren dem haushälterischen

Sinne der Hohenzollern ebenso fern wie dem redlichen Willen Friedrichs, Ordnung im Lande zu schaffen. Es entsprach daher völlig der Lage, daß er sich Bürgschaften für die Zukunft geben ließ, die in der erblichen und unwiderruflichen Belehnung bestanden. „Sollte der König oder seine Erben dieselbe von dem Burggrafen oder seinen Erben wieder haben wollen, so sollten sie vorher die Summe von 100 000 Gulden bar bezahlen, um dieselben hierdurch für alle Aufwendungen, die sie gemacht hätten, und die für sie dann wertlos würden, zu entschädigen.“⁴⁾ Eine Belehnung mit dem Kurhute konnte noch nicht in Frage kommen, weil von Wenzel, der als voraussichtlicher Thronfolger in Böhmen seine Einwilligung zu allen entscheidenden Abmachungen zu geben hatte, und der seit seiner Absetzung Sigmunds Tätigkeit mit Mißtrauen, sogar mit Feindseligkeit verfolgte, die Zustimmung erst nach langen Verhandlungen zu erwarten stand. Daß dadurch die Pläne Karls IV. auf Bildung einer großen luxemburgischen Hausmacht in Deutschland durchkreuzt wurden, fiel weniger ins Gewicht, weil sie durch die ungarischen Erwerbungen an und für sich schon eine andere Richtung erhalten hatten.

Eines bedarf noch der Erklärung. Übersah Friedrich die Verhältnisse in der Mark genügend, um die Zukunft seines Hauses hier festzulegen? Wie es dort aussah, konnte er wohl aus den mündlich und schriftlich bei Sigmund vorgebrachten Klagen ersehen; das Land und seine Bewohner, bei denen schließlich die Entscheidung lag, waren nur durch einen persönlichen Besuch kennen zu lernen. Nun berichtet kein Zeitgenosse und keine Urkunde von einem vorangegangenen Aufenthalte Friedrichs in der Mark; man wird aber doch zu der Annahme gedrängt, daß er sie bereits persönlich gekannt hat. Nur so ist das große Vertrauen des Burggrafen in den Erfolg seiner Aufgabe zu erklären. Sollte überdies der Mann, der seit einem Jahrzehnt an allen wichtigen Reichsangelegenheiten stark beteiligt war, der vermutlich öfter infolge seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu den sächsischen Fürsten die alte Straße von Nürnberg nach Leipzig, die zum Teil durch hohenzollerisches Gebiet lief, gezogen war, sollte der Mann nicht Gelegenheit gehabt haben, ein Land kennen zu lernen, in dem sein Großoheim einst als Stellvertreter des Landesherrn gewaltet hat, durch das jenes Bruder, Albrecht der

Schöne, nach Preußen gezogen war? Und sollte nicht der Burggraf einmal den ihm verwandten Herzog Bornim VI. von Pommern-Wolgast besucht oder gar dahin geleitet haben? Das ist unwahrscheinlich, obgleich es nicht nachzuweisen ist. Nein! Burggraf Friedrich ist sicher bereits in Brandenburg zu einer Zeit gewesen, in der an seine dauernde Berufung dahin noch nicht zu denken war. Daß er sie annahm — ohne Zögern! —, beweist, wie sehr ihm die märkischen Verhältnisse vertraut gewesen sein müssen.

Ein Umstand scheint allerdings dagegen zu sprechen, daß Friedrichs Sendung wohl vorbereitet, gut und lang erwogen sei. Das ist die Tatsache, daß er noch ein volles Jahr verhindert war, nach der Mark zu ziehen. Aber dieser Umstand löst sich schließlich in sein Gegenteil auf. Gerade die Erwägung, ihm einen Stellvertreter zu bestimmen, anstatt diesen gleich mit der vollen Erledigung der Aufgabe zu betrauen, läßt deutlich die Absicht erkennen, Friedrich — und nur ihn allein — mit der endgültigen Beruhigung der Mark zu beauftragen. Die Reichsstände wurden angewiesen, die am 11. November 1410 und 1411 fälligen Reichs- und Judensteuern sowie die Opferpfennige an Friedrich abzuführen.⁵⁾ Schon in der amtlichen Bekanntgabe⁶⁾ an die märkischen Stände ist die Rede von dem Stellvertreter des Burggrafen, der also von vornherein in Aussicht genommen war. Mit gewohnter Energie betrieb Friedrich die Vorbereitungen für das neue Amt. Am 21. Juli wurde der Edle Wend von Jleburg zum Unterhauptmann ernannt.⁷⁾ Die Stellvertretung des Königs in Deutschland, die Friedrich innehatte, hatte er bereits vorher an den Pfalzgrafen Ludwig von der Pfalz, seinen Neffen, abgegeben.⁸⁾ Schließlich gelang es ihm auch, am 20. Dezember 1411 Wenzel zu veranlassen, den Märkern die Zustimmung zu den Entschliefungen seines Bruders Signund zu geben.⁹⁾

Die Mission Jleburgs scheiterte völlig. Er verstand es nicht, sich bei den Märkern durchzusetzen, zum Teil wohl, weil ihm für entscheidende Entschliefungen die Hände gebunden waren. Vielleicht war es ein Fehler, noch einen Stellvertreter des Burggrafen zu senden, nachdem die Märker schon vorher schlechte Erfahrungen mit solchen gemacht hatten. Es mag der Gedanke zugrunde gelegen haben, den Märkern klarzumachen, daß ihre Angelegenheiten jetzt ernstlich

geordnet werden würden. Dann war die Wahl eines Mannes aus einem Geschlecht, das bis 1370 seinen Stammsitz an der Grenze der Mark gehabt hatte, eine glückliche zu nennen, denn Wend von Jleburg verfügte aus diesem Grunde sicher über die nötigen Verbindungen. Freilich hat, darüber dürfte kaum ein Zweifel bestehen, sein Mißerfolg dem persönlichen Ansehen des Burggrafen erheblich geschadet.

Am 15. März 1411 wurde den Vertretern der Mannschaft und der Städte durch den Propst von Berlin, Johann von Waldow und Wend von Jleburg in Berlin die Botschaft übermittelt, daß nach dem Tode Josts von Nühren, des letzten Pfandinhabers der Mark, Sigmund von der Mark Besitz ergriffen hätte.¹⁰⁾ Vom 1. Mai bis zum 25. Juli wurde dann in Ofen zwischen den märkischen Abgesandten, dem Kaiser und dem Burggrafen über die Mark und deren künftiges Schicksal verhandelt. Gerne wüßte man etwas Näheres über diese Aussprachen, in denen die Lage des Landes gewiß nach allen Seiten hin erwogen wurde; aber nur dürftige Nachrichten sind darüber aufbewahrt worden. Jedenfalls erhielt Putlitz einen genügenden Einblick in die Pläne des Burggrafen, um seine spätere zweideutige und unschlüssige Haltung zu begründen. Ein Mißglücken der Pläne Friedrichs konnte ihm sogar recht nützlich werden, denn bei den am Hofe geknüpften Verbindungen war es nicht ausgeschlossen, daß ihm einst die Landeshauptmannschaft zufiel. Wer kann in die geheimsten Wünsche eines ehrgeizigen Mannes blicken? Sicher ist in den Verhandlungen manches zur Sprache gekommen, was die Urkunden verschweigen, manches vielleicht auch daneben erörtert worden, das nicht zu den Ohren des Burggrafen kommen durfte.

Zu Hause.

Als die Schneeflocken Ende 1411 über Deutschland niederrieselten, war der Burggraf noch immer im Dienste des Königs tätig; aber er kam der Heimat näher. Mitte Dezember weilte er in Prag, wo eben die deutschfeindliche Bewegung einsetzte und die Abwanderung der deutschen Studenten und Professoren nach Leipzig und die Gründung der Universität bewirkt hatte. Nur wenige Tagereisen trennten den Burggrafen noch von seinen Landen. Das Weihnachtsfest wird er vermutlich im Kreise der Seinen in der Kadolzburg verlebt haben. Dann aber war die Zeit der Vorbereitung für den Zug in die Mark gekommen.

Die Gebiete des Burggrafen lagen in einem Kreise, der gerade zu seiner Zeit von den heftigsten politischen Erschütterungen heimgesucht wurde; hier gab es sicher noch manches zu ordnen, obwohl die Burggräfin, die „schöne Else“, die Regierungsgeschäfte schon seit Jahren mit fluger Beharrlichkeit geführt hatte. Auch in Zukunft konnte ihr Friedrich die Landesverwaltung überlassen; aber es waren doch noch politische Verstimmungen zurückgeblieben, die leicht wieder zu Störungen und Verwicklungen führen konnten. Sie wären für seine ferneren Entschlüsse unter Umständen verhängnisvoll geworden, da er dem Lande vermutlich auf Jahre hinaus fernbleiben würde. Er mußte seine Herrschaft in völliger Sicherheit wissen, wenn er sich ganz den märkischen Angelegenheiten widmen wollte. Vor allem lag es ihm ob, die Begleitung für den Zug in die Mark zusammenzustellen.

Die hohenzollerischen Landgebiete bestanden seit 1399 aus zwei gesonderten Teilen, die von Burggraf Friedrich V. an seine beiden Söhne Johann III. und Friedrich VI. übereignet wurden. Friedrich erhielt das Land unter dem Gebirge mit dem Hauptorte Onolzbach, dem heutigen Ansbach, und dem Verwaltungsmittelpunkte Kadolzburg, Johann das ehemalige orlamündische Gebiet, das Land auf dem Gebirge, mit Bayreuth und der alten Plassenburg. Auf der Kadolzburg verweilte schon seit Ausgang des 13. Jahrhunderts die burggräfliche Familie mit Vorliebe. Auch Friedrich VI. und die „schöne Else“ hielten sich meistens auf dieser alten Feste auf, während Johann gern auf der Plassenburg weilte.

Innere Angelegenheiten der Burggrafschaft waren es, die Friedrich nach den Urkunden im Frühjahr 1412 erledigte, von denen man aber doch gern Kenntniss nimmt, weil sie über die vielseitige Tätigkeit eines Landesherrn zu Anfang des 15. Jahrhunderts und über das Hin- und Herziehen eines solchen Auskunft geben. Bis Ende Mai sehen wir den Burggrafen in Nürnberg, Onolzbach, auf der Plassenburg, der Kadolzburg, in Forchheim verweilen, überall ordnend und schlichtend eingreifen, wo sich Störungen eingestellt hatten. In Nürnberg quittiert er über die Reichssteuer,¹¹⁾ in Onolzbach bewilligt er der Stadt Roth zu ihren Bauten das Umgeld von Wein, Bier und den Joll,¹²⁾ auf der Plassenburg verleiht er in Gemeinschaft mit seinem Bruder dem Prokurator Johann Franck und dessen Gattin auf Lebenszeit den Hohenzollerischen Hof in der Burg zu Bamberg, wobei sie sich das Benutzungsrecht vorbehielten.¹³⁾ Leider wissen wir nicht, aus welcher Veranlassung Friedrich dem Nürnberger Patrizier Karl Holzschuher, einem Vorfahr des von Dürer gemalten Hieronymus Holzschuher, ein Gut in Fischbach verlieh.¹⁴⁾ Obwohl seine Beziehungen zu der selbstbewußten Reichsstadt gut waren, lag ihm aber vielleicht daran, sich den einflußreichen Patrizier zu verpflichten. Die Tätigkeit des Burggrafen suchte auch künftigen Störungen vorzubeugen. So beteiligt er sich Anfang April an einem Bündnis, das Herzog Stephan von Bayern, der Pfalzgraf Johann bei Rhein, Bischof Friedrich von Eichstädt, die Grafen Ludwig und Friedrich von Ottingen und Seitz Marschalk von Oberndorf gegen die sich wieder regenden Straßenräuber abschließen.¹⁵⁾ Aus demselben Grunde schlichtet er Zwistigkeiten zwischen seinem Bruder Johann mit Heinz von Schaumberg und Fritz Marschalk¹⁶⁾ und weiterhin zwischen Wernitzer und dem Walther von Seckendorf¹⁷⁾ und schließlich noch zwischen Hans von Degenberg und dem Pfalzgrafen Johann bei Rhein und seinem Bruder Johann.¹⁸⁾

So mögen die Wochen in sorgender Arbeit vorübergegangen sein; überall ist der Burggraf bestrebt, seinem Stammlande den Frieden während seiner Abwesenheit zu sichern. Auch das letzte Zeugnis seines Aufenthaltes in der Kadolzburg war dem Frieden, aber dem himmlischen, gewidmet. Mit einer Tat fürstlicher Freigebigkeit schließt seine Tätigkeit, soweit Urkunden vorliegen, ab. Um 30. Mai schenkte

Friedrich dem Pfarrer zu St. Sebald in Nürnberg ein Stück Garten vor dem Tiergärtner Tor dieser Stadt.¹⁹⁾ Auch dies scheint ein Akt der Aufmerksamkeit gegen die Stadt gewesen zu sein, denn weit engere Verbindungen verknüpften das Hohenzollernhaus mit dem Nürnberger Egidienkloster, dem der Burggrafen Großvater Friedrich IV. einst die Burgkapelle mit dem Patronatsrecht und allen Nutzungen gegen die Verpflichtung geschenkt hatte, daß der Burgkaplan den Burggrafen, so oft sie die Stadt besuchen würden, in der Burgkapelle die Messe lesen sollte.

Die Beilegung von Mißhelligkeiten zwischen dem Herzoge Johann in Bayern und Friedrichs Bruder Johann über die noch ausstehende Summe von 4000 Gulden, die jener ihrer Mutter zur Ausstattung schuldete, und die bereits Veranlassung zu kriegerischen Verwicklungen geworden war, hatte den Burggrafen schon im Januar nach Mergentheim geführt. In dieser bedeutendsten Ballei des Deutschen Ordens brachte er eine Annäherung beider Gegner zustande. Weitere Mißhelligkeiten, die derselben Angelegenheit entstammten, wurden im Mai dadurch unschädlich gemacht, daß die Fürsten die Entscheidung dem Burggrafen und dem Hans von Degenberg Bischof zu Amberg überließen. Die Gegner verpflichteten sich, in den nächsten drei Jahren keine Unfreundlichkeiten zu begehen und etwaige Streitigkeiten einem Schiedsgericht zur Entscheidung zu unterbreiten. So sehen wir auch hier den Burggrafen mit Erfolg tätig, den Frieden in seinem Stammlande zu festigen und seinen Bruder, der die nächste Stütze der Burggräfin war, von Unbequemlichkeiten zu befreien. Zwar war dieser Manns genug, sich etwaiger Gegner zu erwehren; es lag aber im Interesse Friedrichs, daß im fränkischen Mainkreise jede kriegerische Störung vermieden wurde, da mancher treue Freund und tapfere Degen voraussichtlich mit ihm ziehen würde.

Dem es war die Hauptaufgabe des Burggrafen, während seines Aufenthalts in der Heimat sich die Begleiter auszuwählen, die er für die märkischen Angelegenheiten für nötig hielt. Daß diese keineswegs leicht zu erledigen waren, mußte ihm aus der bisherigen Entwicklung klar sein, das hatte ihm auch die verunglückte Sendung Wend von Jleburgs beweisen können. Einen kriegerischen Zu-

sammenstoß mit den Märkern suchte er, wie aus allen späteren Handlungen mit Sicherheit hervorgeht, nach Möglichkeit zu vermeiden. Er kam ja nicht als Feind, als Eroberer, sondern in friedlicher Mission, im Namen des Königs, der zugleich Kurfürst von Brandenburg war, um dem schwergeprüften Lande den Frieden zu bringen. Ob er ahnte, wie stark die Interessen der Friedensstörer in den letzten unruhigen Jahrzehnten zusammengewachsen waren, wie mächtig sich die natürlichen Standes- und Interessengegensätze ausgeglichen hatten, um mit vereinter Kraft die Stoßkraft der burggräflichen Mission abzuschwächen? Vielleicht! Manches deutet darauf hin, obwohl der Optimismus, der allen Handlungen des Burggrafen voranleuchtet, ihm die Sachlage vermutlich harmloser erscheinen ließ, als sie es in Wirklichkeit war. Wenn er dagegen hörte, wie seinem, mit dem kaiserlichen Schutzbrief geleiteten Stellvertreter mitgespielt wurde, wie geringschätzig man diesen behandelte, ja kaum ins Land ließ und die kaiserlichen Befehle nicht beachtete, wenn er die schlappe, fast flägliche Sprache der kaiserlichen Kundgebungen zu Gesicht bekam, dann mußte er sich auch auf kriegerische Zusammenstöße vorbereiten, falls seine Aufgabe nicht von vornherein scheitern sollte.

Seit zwei Jahrhunderten hatten die Grafen von Hohenzollern sich in Süddeutschland — und nicht am wenigsten im Dienste des Reiches! — eine achtungsgebietende Stellung errungen, die sowohl auf ihrem diplomatischen Geschick, auf ihrer persönlichen kriegerischen Tüchtigkeit, als auch auf dem ihrem Geschlechte eignen Verwaltungstalent beruhte. Es war daher nicht erfolglos, als Friedrich seine engeren Freunde und Standesgenossen zu dem Zuge in die Mark Brandenburg aufforderte. Einen Völkerzug, wie ihn vor einem Vierteljahrtausend Albrecht der Bär organisiert hatte, konnte er allerdings nicht veranstalten. Er durfte nicht mehr verheißen, große Landgebiete zu verleihen oder Dörfer und Städte anlegen zu lassen. Aber es stand den Teilnehmern doch eine vielversprechende Tätigkeit offen in einem Lande, das, mit Süddeutschland verglichen, in vielen Beziehungen noch recht unfertig war, das für die einzelnen Wirkungskreise eröffnete, wie sie nur noch bis vor kurzer Zeit der Deutsche Ritterorden in Aussicht stellen konnte.

Ludwig von Eyb, der Vertraute Albrecht Achills, der den Er-

eignissen so nahestand, daß er vielfach noch mündliche Berichte benutzen konnte, schreibt in seinen Denkwürdigkeiten,²⁰⁾ der Burggraf habe die Ritterschaft in Franken, Schwaben und Bayern einladen lassen, an dem Zuge in die Mark Brandenburg teilzunehmen. Die denn auch „ein jeder höher in die Rustigung denn sonst sein teglicher gebrauch was, schickten und mit ein merklichen Zeug geim der Mark zogen“. . . . „so daß es auch die Ritterschaft groß kostet, daß man die Mark erobert“. Das darf man allerdings nicht so auffassen, als ob ein großer Heerhaufe mit dem Burggrafen gezogen sei. Sowohl die allgemeine Politik verbot dies, als auch die weise Mäßigung Friedrichs, die niemals auf einen nur augenblicklichen Erfolg gerichtet war. Auch erzählt kein anderer Zeitgenosse etwas, was auch nur annähernd auf einen Heerhaufen schließen läßt. Wie wir später sehen werden, bewegte sich der Zug in Weglängen, die es ausschließen, daß ein großer Kriegshaufe nach Brandenburg gezogen sei. Wenn allerdings von den Teilnehmern des weltgeschichtlichen Zuges nur drei Namen überliefert sind: Graf Johann von Hohenlohe, Ritter Kraft von Lentersheim und Philipp von Uttenhoven, die den Zug in die Mark mit dem Leben bezahlen sollten und aus diesem Grunde besonders erwähnt wurden, so ist die Zahl doch erheblich größer gewesen. Ludwig von Eyb hätte nicht soviel Aufhebens von dem Aufrufe gemacht, wenn ihm nur drei Ritter gefolgt wären. Wir sind freilich nur auf Mutmaßungen angewiesen; wir werden indessen nicht fehlgehen, wenn wir die Franken, die in der ersten Regierungszeit Friedrichs in Brandenburg hervortraten, auch als Teilnehmer des Zuges ansehen.

Da ist zuerst der Leibarzt Dietrich,²¹⁾ von dem allerdings nichts weiter bekannt ist, dann der burggräfliche Rat Paul Murring, einer angesehenen Patrizierfamilie in Hof entstammend, der später Vogt des eroberten Schlosses Trebbin war,²²⁾ und 1416 die Güter des gestorbenen Benedikt Schutzen in Schönfeld bei Belitz erhielt,²³⁾ ferner Heinrich Strantz, den wir später als Hauptmann von Oderberg wiederfinden,²⁴⁾ ein Nüffel forster, dem Burggraf Johann 1414 52 Gulden verschreibt für ein Pferd, das ihm abging, „als wir unserm Bruder die unsern zu dinsten In die Marke geschicket hetten.“²⁵⁾ Es werden sich noch andere Namen beteiligt haben,

deren Namen uns nicht überliefert sind, weil sie nicht dauernd in Brandenburg blieben; jedenfalls kam zu den Rittern noch ein erheblicher Troß hinzu, der die Gesamtzahl der Teilnehmer erhöhte. Wenn wir eine spätere Kundgebung Friedrichs zugrunde legen, nach der er seinem Schwager, dem Herzoge Ulrich I. von Mecklenburg-Stargard zwanzig Pferde als Gefolge zubilligt,²⁶⁾ dann werden wir den Zug auf 100—150 Teilnehmer schätzen dürfen. Diese mögen einen ansehnlichen Haufen gebildet haben, der sich aber keineswegs mit einem Heereszuge vergleichen läßt. Überdies war es im Sinne der Zeit völlig ausgeschlossen, einen Kriegszug über 50 Meilen weit durch vier größere Landgebiete zu führen, ohne daß umständliche Verhandlungen mit den Landesherren vorangegangen wären. Es entsprach aber völlig der Sachlage, die Vasallen und Freunde an einem bestimmten Orte zu sammeln, den die Geschichte nicht verschwiegen hätte, wenn es sich um einen größeren Heereskörper gehandelt hätte. Sei dem nun, wie ihm wolle, auch mit der Bildung eines kleineren Gefolges waren Vorbereitungen verbunden, die Friedrichs Zug in die Mark verzögerten.

Ende Mai waren die Vorbereitungen zu Ende. Von der Kadolzburg, wo der Burggraf am 30. Mai die oben erwähnte Urkunde für den Pfarrer von St. Sebald ausstellte, begann zweifellos der weltgeschichtliche Zug in die Mark Brandenburg, der bis in die Gegenwart reichende Wirkungen ausüben sollte, der das Mittelalter in der politischen Geschichte Deutschlands abschloß und die Neuzeit eröffnete.